

btb

Buch

Als Vorläuferin und Wegbereiterin der modernen Malerei in Europa gehört Paula Modersohn-Becker (1876–1907) zu den außergewöhnlichen Persönlichkeiten der Kunstgeschichte am Beginn des 20. Jahrhunderts, deren Originalität und Größe erst heute richtig erkannt werden.

Tochter aus bürgerlichem Haus, verheiratet mit dem bekannten Landschaftsmaler Otto Modersohn (1865–1943), befreundet unter anderem mit Rainer Maria Rilke und der Bildhauerin Clara Westhoff, pendelnd zwischen den beiden Polen Worpswede und Paris, wo sie sich von den spätantiken Mumienporträts im Louvre ebenso anregen ließ wie von Cézanne, Gauguin und van Gogh, rang sie stets um ihre Freiheit – als Künstlerin und als Frau.

In ihrer jetzt neu bearbeiteten und erweiterten, mit Briefen und Tagebuchaufzeichnungen dokumentierten Biografie zeichnet Marina Bohlmann-Modersohn die menschliche und künstlerische Entwicklung der Malerin nach, die mit ihren monumentalen Mutter und Kind-Kompositionen und revolutionären Selbstakten aus den Pariser Jahren 1906/07 ihrer Zeit kühn voraus eilte. Anhand von reichem, teilweise unbekanntem Quellenmaterial schildert die Autorin die Höhen und Tiefen eines kurzen, aber ungeheuer intensiven Lebens, das nach der Geburt eines Kindes endete, und beleuchtet schließlich – in einem hundert Jahre umspannenden Blick zurück – die wechselvollen Wege und Stationen der öffentlichen Wahrnehmung von Werk und Person Paula Modersohn-Beckers nach ihrem Tod.

Autorin

Marina Bohlmann-Modersohn, geboren in Bremen, arbeitete nach ihrem Literaturstudium in Paris als freie Journalistin. Sie veröffentlichte zahlreiche biografische Essays und ist langjährige MERIAN-Autorin. Sie lebt mit ihrer Familie bei Bremen.

Marina Bohlmann-Modersohn bei btb
Clara Rilke-Westhoff. Eine Biografie

Marina Bohlmann-Modersohn

Paula Modersohn-Becker

Eine Biografie mit Briefen

btb

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

9. Auflage

Aktualisierte und ergänzte Neuausgabe Juni 2007

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Copyright © der Originalausgabe 2005 by Albrecht Knaus Verlag,

München, in der VPenguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Otto-Modersohn-Museum, Fischerhude

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73643-0

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

*»Denn irgendwo ist eine alte Feindschaft
zwischen dem Leben und der großen Arbeit.«*

Rainer Maria Rilke

Inhalt

Prolog, Dresden-Friedrichstadt und die Schwachhauser
Chaussee in Bremen

Seite 9

»Was meine Gedanken jetzt am meisten beschäftigt«

Seite 17

»Ich lebe jetzt ganz mit den Augen«

Seite 32

»Worpswede, Worpswede, Du liegst mir immer im Sinn«

Seite 46

»Gott sage ich und meine den Geist, der die
Natur durchströmt«

Seite 63

»Ich muß doch ruhig meinen Weg weitergehen«

Seite 85

»Und mein Leben ist ein Fest, ein kurzes, intensives Fest«

Seite 110

»Denn daß ich mich verheirate, soll kein Grund sein,
daß ich nichts werde«

Seite 124

»Und daß ich dieses Muß in meiner Natur habe,
dessen freue ich mich«

Seite 148

»Und ist es vielleicht nicht doch besser ohne diese Illusion?«

Seite 163

»Ich werde etwas«

Seite 184

»Mir wird das Stillesitzen hier manchmal sehr schwer«

Seite 213

»Dieses unentwegte Brausen dem Ziele zu,
das ist das Schönste im Leben«

Seite 234

»Die Kunst ist schwer, endlos schwer. Und manchmal
mag man gar nicht davon sprechen«

Seite 251

»Wenn man nur gesund bleibt und nicht zu früh stirbt«

Seite 270

»Zu sehen, wie weit man gehen kann, ohne sich
um das Publikum zu kümmern«

Seite 285

Dank · Quellennachweis · Bildnachweis ·
Literaturverzeichnis · Register

Seite 325

*Dresden-Friedrichstadt und
die Schwachhauser Chaussee in Bremen*

1876–1892

Der 8. Februar 1876 war ein stürmischer Tag. Das königliche Dresden lag unter dunklen, schnell dahinziehenden Wolken, schwere Schauer wechselten mit Schneegestöber. Schon seit Tagen war die Elbe vom Sturm aufgewühlt. Eisschollen trieben an ihren Ufern entlang. Das Hochwasser – man konnte es den Wasserstandsanzeigen auf der Königin-Carola-Brücke entnehmen – stieg bedrohlich. Rund um die Uhr war Carl Woldemar Becker damit beschäftigt, seinen Leuten Anweisungen zu geben, wie die erst vor kurzem unter seiner Leitung fertiggestellten Bahndämme am Fluß zu schützen seien, die aufgrund des heftigen Wellenschlags an manchen Stellen bereits einzubrechen drohten. Die Lage war heikel. Nicht nur große Summen standen auf dem Spiel, sondern auch der Ruf Carl Woldemar Beckers als Bau- und Betriebsinspektor der Berlin-Dresdener Eisenbahngesellschaft.

In der Wohnung der Familie Becker im ersten Stock des Hauses in der Schäferstraße 42/Ecke Menageriestraße in Dresden-Friedrichstadt wartete die dreiundzwanzigjährige Mathilde Becker unterdessen auf die Geburt ihres dritten Kindes. Die Wehen hatten schon vor Mitternacht eingesetzt und waren in den frühen Morgenstunden so stark geworden, daß die werdende Mutter glaubte, jeden Moment könne das Kind kommen. Pausenlos rüttelte der Sturm an den Fenstern des Eckhauses. Die kleine Flamme in der gläsernen Petroleumlampe flackerte unruhig. Wann nur würde es endlich vorbei sein? Um kurz vor elf Uhr mittags war es soweit: Mathilde Becker brachte ein Mädchen zur Welt. Sein Name: Minna Hermine Paula.

Ungern hatte Carl Woldemar Becker seine Frau in dieser Situation allein gelassen. Sein Blick beim Abschied war sorgenvoll gewesen, ängstlich fast. Zwar kümmerte sich eine Pflegerin um die junge Wöchnerin, aber sie war ungeschickt und der dramatischen Lage so wenig gewachsen, daß Mathilde Becker die Anwesenheit dieser

Frau eher lästig als hilfreich empfand und den Augenblick herbeisehnte, da ihr Mann wieder bei ihr wäre.

Nur wenige Tage nach der Entbindung verspürte die junge Mutter plötzlich einen starken Schmerz in der rechten Brust. Sie bekam hohes Fieber. Der Hausarzt diagnostizierte eine Brustentzündung. Die Geburt ihrer Tochter Paula war die einzige ihrer insgesamt sieben Geburten, von der sich Mathilde Becker erst ein halbes Jahr später erholen sollte.

Noch im Geburtsjahr des Kindes, das am 17. April vom Diakon Frommhold der Friedrichstädter Matthäuskirche in seinem Elternhaus getauft wurde, verließen Carl Woldemar und Mathilde Becker die Schäferstraße und zogen in die nahegelegene Friedrichstraße in das Haus Nr. 46 um, das der Witwe des sächsischen Ingenieurs Professor Johann Andreas Schubert gehörte. Besonders schön war es in diesem Viertel nicht. Industrieunternehmen begannen sich anzusiedeln. Erst kürzlich war die Friedrichstadt zum Fabrikbezirk erklärt worden. In den Erdgeschossen der alten, mehrstöckigen Häuser hatten Schuster und Schneider, Drechsler und Eisengießer ihre Werkstätten, Metzger und Möbelhändler ihre Läden. Nur vereinzelt fand sich ein bürgerliches Haus.

Aber von seiner geräumigen Dienstwohnung in der Friedrichstraße hatte es Carl Woldemar Becker nicht weit bis an seinen Arbeitsplatz, denn Friedrichstadt war der Spezialbahnhof der Eisenbahnlinie Berlin–Dresden mit einem Güter- und Rangierbahnhof und einem Ausbesserungswerk. Es war ein großes Gelände mit breiten Gleisanlagen. Lokomotiven piffen schrill, Lastkarren rumelten über die Bahnsteige. Ununterbrochen dröhnten die Hammerschläge der Werkleute. Von der eisernen, vom Ruß der Schlotte und Züge geschwärzten Eisenbahnbrücke hatte man einen weiten Blick: Drüben, im Südosten, hob sich die Silhouette der königlichen Residenzstadt Dresden gegen den lichtblauen Himmel ab. Türme und Kuppeln, Brücken und Terrassenanlagen. Das Schloß, Kirchen, Museen und ein prächtiges Hoftheater. »Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt! Stille gesichert sei Dresden – Olympia uns!« So hatte Johann Gottfried Herder die Stadt während seiner Aufenthalte an den grünen Ufern der Elbe gefeiert.

Das Schönste am neuen Beckerschen Zuhause war der große Garten. Ein Garten mit vielen schmalen Sandwegen, verwunschenen Ecken und Blumenbeeten, auf denen Narzissen und Reseden, Goldlack und Levkojen blühten. Still war es hier, und es duftete warm und üppig. Paula, das Kind, liebte diesen Garten, in dem ein alter Schuppen stand. Sie liebte auch den Spielplatz des Großen Ostrageheges an der Elbe nördlich der Friedrichstadt, wo sie und ihre Geschwister am Strand Butterbremen aßen. Oft machten Carl Woldemar und Mathilde Becker mit ihren Kindern einen Ausflug zum Carolasee im Großen Garten und ließen sich in der Gondel über das Wasser schaukeln, und zu den größten familiären Vergnügungen gehörte die alljährlich im Sommer auf den Elbwiesen oberhalb Dresdens stattfindende Volkswiese, ein buntes Fest mit Buden und Karussells. An warmen Sommertagen bestiegen die Beckers am Sonntag die Droschke und fuhren hoch zum »Weißem Hirsch« vor den Toren der Stadt mit seinen großen Waldparks, Wanderwegen und Freiluftbädern.

Als Paula zehn Jahre alt war, hatte sie in der freien Natur eines der einschneidenden Erlebnisse ihrer Kindheit: Beim Spielen in einer großen Sandkuhle in Hosterwitz bei Dresden mit ihren beiden Lieblingscousinen Maidli und Cora Parizot, erstickte die elfjährige Cora unter einer zusammenstürzenden Sandgrubenwand. »Wir konnten uns retten«, wird Paula Becker später an Rainer Maria Rilke schreiben. »Dieses Kind war das erste Ereignis in meinem Leben. (...) Mit ihr kam der erste Schimmer von Bewußtsein in mein Leben.«

Paula Becker wuchs mit fünf Geschwistern auf. Da war ihr Bruder Kurt, der Erstgeborene, der 1873 auf die Welt kam. Ihm folgte 1874 Bianca Emilie, Milly genannt. Der Bruder Günther wurde 1877 geboren, 1880 Hans. Dieses Kind starb mit zwei Jahren an den Folgen einer Diphtherie. Die beiden Jüngsten waren die 1885 geborenen Zwillinge Herma und Henry. Die Bindung unter den Geschwistern war groß. Die wohl engste Beziehung aber sollte Paula zu ihrer fast um zehn Jahre jüngeren Schwester Herma haben.

Der Vater entstammte einer deutsch-baltischen Familie. Carl Woldemar Becker wurde 1841 in Odessa am Schwarzen Meer geboren und wuchs dort auf. Sein Vater, Paul Adam von Becker, hatte es

als Sprach- und Literaturwissenschaftler an einer Hochschule in Odessa zu Ansehen und Wohlstand gebracht. Er war zum kaiserlich-russischen Staatsrat ernannt und geadelt worden. Die Familie Becker gehörte, wie die meisten der in die baltischen Länder Rußlands Ausgewanderten, zur führenden gesellschaftlichen Schicht. Sie war deutschsprachig und pflegte durch Korrespondenz und viele Reisen die Verbindung zur Heimat. 1862 kehrte Paul Adam von Becker mit seiner Familie nach Dresden zurück.

Während seiner Jugendjahre in Rußland war auch Carl Woldemar Becker oft auf Reisen gewesen. Er hielt sich in Paris und London auf, lernte Französisch und Englisch und sprach fließend Russisch. Einen gewissen herben Akzent im Deutschen würde er nie ablegen können. Trotz seiner literarischen Neigungen galt sein überwiegendes Interesse den neueren Naturwissenschaften, so daß sich der junge Mann schließlich zu einem technischen Studium entschloß. Er wollte Ingenieur werden. Im Zeitalter der zunehmenden Technisierung und Industrialisierung ein Beruf mit Zukunft, wie er glaubte. Die Entscheidung des Sohnes wird bei Paul Adam von Becker zwar nicht gerade auf Widerstand gestoßen sein, aber erklären können hat er sie sich wohl kaum. Schließlich gehörte seine Familie einer Gesellschaftsschicht an, aus der vorwiegend Gelehrte und Geistliche, Juristen und vielleicht noch Ärzte hervorgingen. Aber auch Woldemar Beckers Bruder Oskar wählte einen Weg, der dem Vater nicht recht gewesen sein kann. Am 14. Juli 1861 unternahm der Student Oskar Becker auf der Lichtentaler Allee in Baden-Baden einen Attentatsversuch auf den preußischen König: »Seine Majestät« habe der Einigung Deutschlands im Weg gestanden, lautete die Begründung für die Aktion. Oskar Becker wurde zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt. 1866 begnadigte ihn König Wilhelm I.

Nach Abschluß seines Studiums fand Carl Woldemar Becker eine Anstellung bei der Berlin-Dresdener Bahn, die ihren Hauptsitz in Dresden-Friedrichstadt hatte. Der Beginn, davon ging er aus, einer verheißungsvollen Beamtenlaufbahn. 1872 heiratete der einunddreißigjährige Bahnbeamte die 1852 geborene Mathilde von Bültzingslöwen. Die zwanzigjährige Tochter des bis 1866 in Lübeck stationierten Offiziers Adolph Heinrich Ludwig Friedrich von Bült-

zingslöwen hatte zwar einen guten Schulabschluß, ansonsten jedoch keine weitere Ausbildung. Aber das junge Mädchen war intelligent, wach, wissensdurstig und sprachbegabt. Mathilde las gern, liebte das Theater, die Musik, die Malerei. Ihre drei Brüder hatten sich in Übersee eine Existenz aufgebaut.

Der Zusammenhalt zwischen den Familien Becker und von Bültzingslöwen, die beide aus dem sächsisch-thüringischen Raum stammten, muß außergewöhnlich stark gewesen sein. Die Bereitschaft der begüterten Verwandten, den weniger wohlhabenden Familienmitgliedern zu helfen, war groß. Diese Tatsache sollte sich auf den Lebensweg der jungen Paula Becker noch entscheidend auswirken.

Im Jahr 1888 siedelten Carl Woldemar und Mathilde Becker mit ihren Kindern in die norddeutsche Hanse- und Handelsstadt Bremen über. Aus beruflichen Gründen. Bei der »Preußischen Eisenbahnverwaltung im Bremischen Staatsgebiet« übernahm Carl Woldemar Becker wieder den Posten des Bau- und Betriebsinspektors.

Ein fremder Arbeitsplatz. Eine fremde Stadt. Eine vorwiegend von alteingesessenen Patriziern und wohlhabenden Handelsherren geprägte, hanseatisch verschlossene Gesellschaft, die Fremden den Zugang schwermachte. In der Beckerschen Dienstwohnung im Hause Schwachhauser Chaussee 29, wieder eine Wohnung mit Garten, ging es vergleichsweise bescheiden zu. Aber Mathilde Becker verstand es hervorragend, in ihrer heiter-herzlichen und liebevoll-anteilmehmenden Art Menschen auf Anhieb für sich zu gewinnen. Es gelang ihr sehr bald, interessante Kontakte herzustellen und das neue Bremer Zuhause zu einem Ort regen kulturellen Austausches und zu einem Zentrum für einen großen Freundeskreis zu machen. Heinrich Vogeler, der junge Kaufmannssohn aus Bremen, gehörte dazu. Der Kunsthistoriker Gustav Pauli, der 1905 Direktor der Bremer Kunsthalle wurde, und der Schriftsteller Rudolf Alexander Schröder kamen häufig. Eine enge Freundin Mathilde Beckers war Christiane Rassow, die Tochter des Bremer Bürgermeisters Friedrich Grave und Frau des späteren Senators Gustav Rassow. Sie engagierte sich ganz besonders stark für das vor allem vom Kunstverein und vom Künstlerverein geprägte kulturelle Leben in der Han-

sestadt und setzte sich für die Gründung eines Mädchengymnasiums in Bremen ein. Die Freunde mochten Mathilde Beckers Begeisterungsfähigkeit und Phantasie. Wenn es um die Gestaltung von familiären oder öffentlichen Festen ging, war sie diejenige, die ideenreich zu organisieren verstand. Gemeinsam wurde gesungen und gemalt, gedichtet und Theater gespielt. Innerhalb des weitverzweigten Becker-Bültzingslöwischen Familienverbandes spielte Mathilde Becker eine zentrale Rolle.

Carl Woldemar Becker mag die temperamentvolle, gelegentlich auch zu schwärmerische und deshalb oft oberflächlich wirkende Art seiner Frau nicht immer behagt haben. Der eher streng wirkende, aber in Wirklichkeit warmherzige und gütige Woldemar Becker war ein introvertierter Mensch, ein ernster, stiller Mann, mit einem ausgeprägten Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefühl, der zu Schwermut und Depression neigte und als schwierig und gelegentlich hart in seinem Urteil galt. Für die wilhelminische Zeit jedoch und im Vergleich zu der Mehrzahl seiner Mitbürger aus dem liberalkonservativen Lager war er ein ausgesprochen aufgeschlossener, geistig reger Mensch, der neben seinem Interesse am technischen Fortschritt auch einen ausgeprägten Sinn für philosophische Fragen und künstlerische Themen hatte.

Paula Beckers Kinder- und Jugendjahre fielen in die sowohl politisch als auch kulturell bewegte Zeit des deutschen Kaiserreichs unter Wilhelm I. und Reichskanzler Bismarck. Der industrielle Fortschritt und das damit heranwachsende Industrieproletariat, wissenschaftliche Forschung und Entdeckungen veränderten die Gesellschaft von Grund auf. Die Städte wurden größer, die Maschine begann, den Menschen zu ersetzen. Während die Fabrikarbeit am Fließband für die Frauen aus der Arbeiterschicht zunehmend selbstverständlich wurde, galt die Berufstätigkeit von Frauen in den kultivierten bürgerlichen Kreisen immer noch als nicht »gesellschaftsfähig«. Ihre Töchter wurden allenfalls zu Erzieherinnen oder Lehrerinnen ausgebildet. Als »Gouvernanten« konnten sie die Zeit bis zu ihrer Ehe sinnvoll überbrücken, und sollten sie unverheiratete »Fräulein« bleiben, war ihnen so eine gewisse ökonomische Unabhängigkeit gesichert.

Die nationale Politik des deutschen Kaisers wirkte sich auch auf die Kunst in Deutschland aus. Ebenso wie in den übrigen europäischen Ländern prägte die akademisch bestimmte Natur- und Genremalerei den Geschmack des ausgehenden Jahrhunderts. Großformatige Historienbilder und romantische Landschaften schmückten die Wände der Museen und repräsentativen Bauten. Gegen die Kunstpolitik der Gründerzeit revoltierten die meisten Künstler in Deutschland erst zu Beginn der neunziger Jahre, als sich in Frankreich und England bereits eine Avantgarde zu bilden begann, Impressionismus und Symbolismus sich formten. Mit ihren Sezessionsgründungen in Berlin und München lehnten sich Maler wie Max Liebermann, Walter Leistikow und Lovis Corinth gegen das von oben verordnete pathetisch-nationale Denken auf und setzten sich für mehr künstlerische Freiheit ein. Die Maler forderten eine stärkere Auseinandersetzung mit den künstlerischen Entwicklungen jenseits der Grenzen Deutschlands, insbesondere Frankreichs.

Paris, das Ende des 19. Jahrhunderts als Sammelbecken moderner Strömungen galt und sich mitten in einem Prozeß gärender intellektueller Unruhe und intensiver schöpferischer Aktivitäten befand, wurde das Ziel der Künstler aus aller Welt und zum Inbegriff einer passionierten, kunstbegeisterten Bohème.

*»Was meine Gedanken jetzt am
meisten beschäftigt«*

1892–1895

Frühjahr 1892. Nur wenige Tage nach ihrer Konfirmation, am 7. April, packt die sechzehnjährige Paula Becker ihre Koffer und geht in Begleitung ihres Vaters an Bord des großen Schiffes, das in Calais auf die Reisenden nach England wartet.

Das Gedränge ist groß. Alle Plätze sind besetzt, als der Dampfer zu den Klängen einer Blaskapelle ablegt. In den Gängen türmt sich das Gepäck, die Luft ist schlecht. Paula versucht sich einen Weg auf das Oberdeck zu bahnen. Sie hat ihren kleinen grünen Hut ganz fest auf den Kopf gedrückt, damit ihn der Wind nicht davonträgt. Darunter das Haar, zu einem Zopf geflochten, der rötlichbraun schimmert.

England! Wenn Paula hätte entscheiden können, stünde sie jetzt nicht an Deck dieses Schiffes. Warum diese Einladung nach England? Bei Tante Marie werde sie es gut haben und viel lernen, hatten die Eltern sie zu ermutigen versucht und ihr vorgeworfen, sie mache sich keine rechte Vorstellung von der Realität des Lebens. Sie müsse doch, wie es sich für ein Mädchen aus bürgerlichem Haus gehöre, Englisch lernen und kochen und auch in den wichtigsten hauswirtschaftlichen Dingen Bescheid wissen. Wie gern wäre sie zu Hause geblieben! Gerade jetzt, nachdem die Schule abgeschlossen war, hätte sie endlich mehr Zeit zum Zeichnen gehabt.

In England war die Halbschwester Woldemar Beckers, Marie Becker, mit dem wohlhabenden britischen Kaufmann und einstigen Plantagenbesitzer Charles Hill verheiratet. »Willey« hieß der großzügige Wohnsitz der Hills, ein Gut in der Nähe Londons. Tante Marie, von all ihren Tanten Paula die liebste, muß eine warmherzige und fürsorgliche, zugleich aber auch sehr strenge Frau mit äußerst klaren Vorstellungen von der standesgemäßen Ausbildung und Erziehung eines jungen Mädchens gewesen sein. Sprachen lernen, einen Haushalt führen können – das war das eine. Aber es gehörte

auch dazu, daß ein Mädchen Klavier und Tennis spielen konnte und zu reiten verstand.

Paula macht alles, was Tante Marie von ihr verlangt. Sie setzt sich sogar an die Nähmaschine. Weißnähen, Wäsche durchsehen, flicken, säumen. Spaß macht ihr die Hausarbeit nicht unbedingt. Aber, so tröstet sich die Sechzehnjährige über die an sie gestellten Forderungen hinweg, ihre Hände sind nicht ungeschickt, und schaden kann ihr diese Schulung auch nicht. Zu ihren liebsten Aufgaben zählt Paula das Melken. »Cowslip« heißt die ihr anvertraute Kuh. Sehr bald schon weiß das Stadtkind aus Bremen, wie man Milch zu Butter verarbeitet. Freitags ist immer Buttertag. Ihrer Großmutter Cora von Bültzingslöwen berichtet die Enkelin aus England:

Meine liebe Großmama,
eben habe ich zwölf ganze Pfund Butter gemacht, ganz allein, ich bin natürlich furchtbar stolz darauf.

29. Juli 1892

Das Gut der Hills lag in einer besonders schönen, von dichten kleinen Wäldern, satten Wiesen und vereinzelt Gewässern geprägten Landschaft. Wann immer es ihr die Zeit erlaubte, suchte Paula Becker eine stille Lichtung am Waldrand auf, die sie bereits bei ihren ersten Streifzügen durch die Umgebung entdeckt hatte. Sie liebte es, dort in der Stille zu sitzen. Stundenlang, das Strickzeug in der Hand, ein Buch oder den Skizzenblock. Einfach nur schauen, beobachten. Das war das Schönste. Eichhörnchen. Kaninchen. Das Spiel der Tiere, ihre Bewegungen. »Neulich habe ich mir kleine Kaulquappen gefangen und habe sie mir alle Tage angesehen, wie sie sich zu Fröschen entwickelten. Das war riesig interessant«, schrieb Paula nach Hause. Mit schnellem Strich versuchte die Sechzehnjährige auch die Tierwelt auf dem Hillschen Gut festzuhalten:

(...) aber wenn ich eine Gans halbfertig hatte, legte sie sich hin, und als ich von einem Pferde den Kopf gerade gezeichnet hatte, wurde es in den Stall geführt, und soviel Phantasie habe ich natürlich nicht, daß ich mir das Übrige dazu denke.

7. August 1892

Immer stärker wird der Wunsch zu zeichnen. Paula, in fremder Umgebung eher zurückhaltend, fast scheu, faßt sich ein Herz und spricht den Onkel an. Ob er ihr Zeichenkurse in London ermöglichen könne? Sie möchte so gerne weiterkommen, lernen. Charles Hill antwortet nicht sofort, aber die Ernsthaftigkeit, mit der das Mädchen seinen Wunsch vorträgt, gefällt ihm. Merkt er, daß es seiner Nichte um mehr geht als nur die Kultivierung ihrer künstlerischen Fähigkeiten zum Zwecke innerer Erbauung? Ahnt er, daß ihr der Umgang mit dem Zeichenstift, mit Pinsel und Aquarellfarbe mehr bedeutet als nur eine angenehme Ergänzung zu so alltäglichen Tätigkeiten wie Stricken, Nähen und Melken?

Anfänglich erhielt Paula Becker nur private Skizzenstunden, »Sketching hours«, wie dieses Übungszeichnen genannt wurde. Zeichnen in der Natur, Landschaften mit brauner Sepiatusche oder Wasserfarbe. Tiere, dann auch Blumen und Früchte. Ab Mitte Oktober durfte sie, sicher auch auf Veranlassung Carl Woldemar Beckers, Kurse an der Londoner »School of Arts« belegen. Wenn sich seine Tochter schon so eifrig der Kunst widmete, mochte der Vater gedacht haben, sollte sie auch einen wirklich soliden Grundunterricht im Zeichnen bekommen. Die »School of Arts« gehörte zu jenen Kunsthochschulen Londons, auf denen sich die Schüler für die Aufnahmeprüfung an der staatlichen Kunstakademie vorbereiten konnten.

Paula Beckers Lehrer war Mr. Ward, ein Mann mittleren Alters, der sich selbst gern reden hörte und seine Eleven nicht mit Lob zu überschütten pflegte. Aber sein Unterricht gefiel ihr. Tag für Tag, von zehn Uhr in der Früh bis nachmittags um vier, saß die Malschülerin aus Bremen, ihr Kleid mit einer großen Schürze schützend, auf dem hohen Hocker vor der Staffelei und übte sich im Zeichnen. Arme, Hände, Finger, Beine. Dann folgten ganze Figuren. Männliche und weibliche Körper, stehend, sich beugend oder sitzend. Kohlezeichnungen von Köpfen nach Kopien griechisch-römischer Götter, Dichter, Denker.

Paula war die Jüngste unter der Vielzahl von Schülern, eine dilettierende Anfängerin unter Fortgeschrittenen, auch vielen Talenten, wie sie ihrer Familie gegenüber anerkennend feststellte. Sie wußte selbst, wie weit zurück sie noch war, aber dieses Bewußtsein hemm-

te sie nicht. Im Gegenteil. Sie fühlte sich angeregt, ihren Ehrgeiz herausgefordert. »Was meine Gedanken jetzt am meisten beschäftigt«, schrieb sie an die Eltern nach Bremen, »sind natürlich die Zeichenstunden.«

Mathilde Becker reagierte hocherfreut!

Lieb Herz, wie glücklich macht es mich, daß Du so gründlichen Zeichenunterricht bekommst! Es ist mein großer Wunsch, daß Du alle Energie auf dies Feld konzentrierst, und ich bin Onkel Charles überaus dankbar, daß er Dir dies Glück zuteil werden läßt. Und nun, daß Seel und Leib gleichmäßig gut bedacht werden, noch Reitstunden obendrein! (...) Paule, Paule, ein braunes Reitstundenkleid mit 'ner Norfolkjacke! Das muß ja entzückend aussehen, und ich würde meine kleine Deern am Ende kaum erkennen!

24. Oktober 1892

Wie ungeduldig die Familie in Bremen auf Proben ihres Könnens wartete, wußte Paula. Aber würden sie sich nicht alle über sie lustig machen? Die Vorstellung, ihre Zeichenversuche könnten zum Gegenstand allgemeinen Spotts werden, verunsicherte sie, und natürlich hätte sie am liebsten gar nichts geschickt. Sollten sie doch noch warten! Als Paula schließlich nach Hause schrieb und eine Kostprobe ankündigte, war die Antwort des Vaters überraschend ermunternd. Es klingt fast so, als habe Carl Woldemar Becker zu diesem Zeitpunkt bereits mit dem Gedanken gespielt, seine Tochter zur Zeichenlehrerin ausbilden zu lassen:

Dein heutiger Brief kündigt uns demnächst Proben Deiner Fortschritte im Zeichnen an. Ich freue mich recht auf Deine Studienblätter. Wenn ich auch schonungslos kritisiere und nur über das Fehlerhafte mich aufhalte, so übersehe ich das Gute deshalb nicht. Meine Natur ist aber einmal so angelegt, daß mir die Fehler vor dem Guten auffallen. Es ist das kein liebenswürdiger Zug meines Charakters, aber wer kann sich in seinen alten Tagen noch ändern, wer mit seiner Meinung zurückhalten. Du mußt daher meinen Tadel gar nicht so empfindlich hinnehmen. Sage Dir immer, daß

zu jedem Schlechten doch auch etwas Gutes, was verschwiegen wird, dazu kommt, und laß in Deinem Eifer nicht nach. Solltest Du wirklich Talent zum Zeichnen und Malen haben, so werde ich gewiß gern versuchen, Dir auch hier in Deutschland noch Unterricht geben zu lassen, damit Du später auf eigenen Füßen stehen kannst. Bei dem jähen Wechsel, dem wir bezüglich der Glücksgüter in unserem Zeitalter unterworfen, bei der angestrengten Arbeit, die der Kampf ums Dasein mit sich bringt, muß jedes Mädchen danach streben, sich zur Not selbständig zu machen.

21. November 1892

Im Hause der Hills, in dessen Umgebung viele Familien mit einer noch weitaus größeren Kinderschar lebten, als Paula es von ihrem Bremer Freundeskreis gewohnt war, herrschte ein ausgesprochen reger Alltag. Kaum ein Tag verging, ohne daß nicht irgendwelche Gäste zum Tee erschienen oder Reisende sich überraschend ankündigten. Gemeinsam wurde Tennis gespielt, geritten; man versammelte sich zu großen Picknicks, machte Ausflüge nach London, ging ins Theater, tafelte am Abend in dem großen Speisezimmer. Lesestunden am Kamin schlossen sich an.

Novellen, Biographien. Thackeray, Scott. Manchmal wirkten die vielen Menschen, die vielen Gespräche ermüdend auf das junge Mädchen. Dann verzog es sich am liebsten und nicht immer zur Freude ihrer Tante gleich nach dem Abendessen in ihr Zimmer. Zum Lesen. Oder Schreiben.

Die meisten Briefe Paula Beckers aus ihrer Zeit in England waren an die Eltern gerichtet. Nicht, daß sie besonders gern schrieb. Im Gegenteil. An ihren »Schreibfreitagen« war ihr Herz manchmal »ganz zu«. Was hätte sie darum gegeben, sich in solchen Augenblicken nicht an den kleinen Sekretär setzen zu müssen, der in ihrem Zimmer stand. Aber im Beckerschen Haus wurde die regelmäßige Korrespondenz zwischen den Familienmitgliedern draußen in der Welt und denen, die daheim geblieben waren, nicht nur als allgemeines Bildungsgut verstanden, sondern auch als Pflicht. Post von den Kindern wurde pünktlich zum Sonntag erwartet. Am schönsten war es, wenn der Briefträger gleich mehrere Kuverts aus seiner braunen Tasche zog! Einen Brief von Günther vielleicht, einen von Kurt.

Und wenn Paula geschrieben hatte, war das für Mathilde Becker ein besonders feierlicher Augenblick, den es zu zelebrieren galt. Die Mutter, die für sich ganz allein das Recht in Anspruch nahm, die Briefe ihrer Kinder zu öffnen, legte die Post neben ihren Frühstücksteller auf den sonntäglich gedeckten Tisch, und erst nachdem sie ihre Morgentoilette gemacht und der Familie den Tee eingeschenkt hatte, griff sie zum Brieföffner und zog die gefalteten weißen Bögen aus den Kuverts.

Kurt. Nun hatte er also doch geschrieben. Der gute Junge! Aber der Vater schien nicht ganz zufrieden mit seinem Sohn. Wie unvollständig seine an Kurt gerichteten Fragen beantwortet waren. »Du verlangst auch zuviel«, erregte sich Mathilde Becker und blickte ihren Mann verständnislos an. »Kann der arme Junge auch jedesmal einen Waschzettel voll Fragen beantworten!« Auch Paula kam häufig nicht viel besser weg als ihr Bruder. »Lauter Kritzelkratzel«, beklagte sich nun die Mutter und fragte sich, warum die Briefe, die ihr die Tochter aus Schlachtensee geschrieben hatte, viel netter waren: »Damals bekam man einen Einblick in ihr Leben, und sie entwickelte manchmal so netten Humor; jetzt enthalten ihre Briefe nur wenig; sie geht nicht aus sich heraus, sie schreibt ihren Eltern ebenso, wie sie jedem anderen Fremden schreibt. Das Kind muß Heimweh haben.«

Es hat Heimweh. Natürlich merkt die Nichte, wie bemüht Tante Marie um sie ist, wie gut sie ihre Sache machen will. Sie kann es sich selbst kaum verzeihen, daß sie die Anweisungen der Tante nur noch selten mit Lust befolgt, daß ihre Geduld zu schwinden droht und sie sich immer mehr dem Einfluß Marie Hills zu entziehen versucht. Wie undankbar sie sich vorkommt! Aber sie fühlt, wie sich ihr Inneres mehr und mehr aufzulehnen beginnt. Warum, so fragt sie sich, warum verlangt man von ihr, Dinge zu tun, für die sie sich einfach nicht interessieren kann? Es fällt Paula schwer, ihre Stimmungen nach Hause mitzuteilen. Aber sie muß es tun. Sie möchte hier weg.

Ich denke jetzt doch manchmal, ich habe Heimweh, und manchmal bin ich mit Tränen eingeschlafen. (...) Wenn Ihr mir eine Liebe tun wollt, so sprecht in Euren Briefen gar nicht davon. Ich finde, je weniger man davon spricht, je besser ist es. Ich habe es

Euch nur geschrieben als Grund für meine langweiligen Briefe, ich schwimme ja nicht immer in Tränen, aber ich werde so langweilig und gleichgültig. Ich komme mir jetzt manchmal so alt vor. (...) Ich habe jetzt auch wieder mehr Kopfwahl und bin so müde. Aber das wird schon vorübergehen. – Ich geb' mir Mühe, hier recht viel zu lernen, damit ich unsern Haushalt recht gut führen kann, damit ihr recht gemütlich und zufrieden seid, ich weiß wohl, daß Ihr letzteres nicht immer über mich sein könnt. Doch nun will ich nur schließen. Ich habe lange darüber nachgedacht, was besser wäre. Es ganz allein abmachen oder Euch schreiben. Vielleicht ist es doch besser, Ihr wißt es, als daß Ihr denkt, ich wäre oberflächlich.

19. August 1892

Kopfwahl, Müdigkeit, Schwindel. Melancholische Stimmungen. Sie sei oft so brummig, beklagt sich Paulas Umgebung. Man wirft ihr Eigenwilligkeit, Mißachtung der Forderungen Tante Maries und Besserwisserei vor. Reagiert das junge Mädchen mit körperlichen Symptomen auf die ihr widerstrebende Erziehung der Tante?

Marie Hill, die ihren Bildungsauftrag unter diesen Umständen nicht länger zu erfüllen bereit war und es als wenig sinnvoll empfand, die lustlose Nichte weiterhin in ihrem Haus zu behalten, schlug den Eltern Becker vor, ihre Tochter entweder in eine englische Pension zu geben oder sie nach Bremen zurückzuholen. Woldemar und Mathilde Beckers Reaktion auf diese unerwartete Entwicklung war wohlwollend und gelassen. War Paula nicht fast noch ein Kind? Der Vater zeigte sich zwar beunruhigt über den gesundheitlichen Zustand seiner Tochter, aber er war überzeugt, daß es sich hierbei nur um ganz vorübergehende, vielleicht mit dem Wachstum zusammenhängende Krankheitszeichen handeln mußte, und überließ Paula die Entscheidung zu tun, was sie als richtig empfand. »Jeder gefaßte Entschluß ist uns recht, und brauchst Du deshalb auf uns keine Rücksicht zu nehmen«, schrieb Woldemar Becker nach England.

1892. Rechtzeitig zum Weihnachtsfest ist Paula Becker wieder zu Hause. Nein, schreibt sie am 14. Januar 1893 an ihre Tante Marie nach England und versucht, ihren plötzlichen Abschied von den

Hills sowohl zu entschuldigen als auch zu rechtfertigen. Nein, sie sei es wirklich nicht gewesen, die diesen Entschluß gefaßt habe. Die Mutter, so verteidigt sie sich gegenüber der Tante, die Mutter habe es für das Beste gehalten, daß sie in Bremen bliebe, um sich dort im Haushalt zu betätigen und kochen zu lernen. »Ich bin mit diesem Beschluß nicht ganz einverstanden«, beteuert sie der Tante und fürchtet: »Hier bin ich mein eigener Herr und kann tun, was ich mag, und lassen, was ich nicht mag. Darin liegt eine große Versuchung.« Reumütig bittet Paula Marie Hill um Verzeihung für die vielen Verletzungen, die sie ihr zugefügt zu haben glaubt. »Ich habe es meist unabsichtlich getan.«

Erst im Mai 1893, Paula war bereits seit vier Monaten wieder in Bremen, hatte sie den nötigen Mut und Abstand zu ihrer Zeit in England, um ihrer Tante Marie schreiben zu können, was während des Aufenthaltes bei den Hills wirklich in ihrem Herzen vorgegangen war. Den Vorwurf, sie sei unbeteiligt, desinteressiert, muffig und bockig, sobald sie sich zurückzog und einfach nur für sich allein sein wollte und mußte, konnte sie doch nicht auf sich sitzen lassen:

Ich bin so glücklich, daß ich wieder Deutsch schreiben darf, ich kann mich im Englischen doch nur ganz dröge und gesittet ausdrücken, das finde ich so furchtbar langweilig. Jetzt sitze ich nun an Tante Minchens Sekretär, und ich kann mir so himmlisch einbilden, es wäre wie in alten Zeiten, wo ich noch Dein gutes Kind war. Ich will es jetzt wieder sein, und versuche Du nur, die ganze Zeit, wo ich in England bei Euch war, zu vergessen; wenigstens vergiß den schlechten Eindruck, den Du von mir hast. Ich bin nicht so, ganz gewiß nicht. Du hältst mich für äußerst egoistisch. Darüber habe ich so oft nachgedacht und richtig nach dem fürchterlichen Egoismus gesucht. Ich kann ihn nicht finden. Ich habe gefunden, daß ich herrschsüchtig bin und daß ich ganz ans Regieren gewöhnt bin. Aber alle unterwarfen sich mir, und weder sie noch ich merkten etwas davon. Ich fand es auch in der Schule ganz selbstverständlich, daß mein Wort das durchschlagende war. Aber hat das etwas mit Egoismus zu tun? Und wenn, könnte ich es helfen? Jetzt und früher wurde ich fast immer von Mama gelobt, oder wir sahen es als ganz selbstverständlich an, daß ich nicht viel Tadelns-

wertes tat. Ich kam zu Dir. Ich sah, daß ich fast in allem Dich nicht befriedigte oder Deine Hoffnungen vereitelte. Nun habe ich eine ungeheure Portion Stolz bekommen. Ja, konnte ich denn dies alles ertragen? Ich verzogenes Kind, konnte ich mich an dies alles gewöhnen? Jedesmal, wenn ich Deine Unzufriedenheit sah, wurde ich unglücklicher.

Dann kam eine Zeit, da hatte ich Angst vor Dir, das habe ich bis jetzt vor niemandem gehabt. Ich verschrumpfte mehr und mehr in mich selbst, ich wurde ein lebendiger Eisklumpen, der nichts von sich gab und für nichts ein glühendes Interesse oder Verlangen fühlte. Und das muß ich haben. Diesen Eindruck hast Du von mir. Ich bin nicht so, ich kann mir nicht denken, daß ich so war, ich bin mir selbst das größte Rätsel. Ich bin, wir alle sind nicht an Unterordnung gewöhnt. (...) Ich bin so anders erzogen und fühle so oft, daß ich Dich betrübte, ohne es zu wollen. Eben, dann habe ich meinen Stolz, er hat mich vor vielem bewahrt. Wenn ich mir sagte, das ist Deiner unwürdig. Mein Stolz ist mein Bestes. Nun kann ich aber nicht Demütigungen ertragen. Dann werde ich ganz lebensmüde. Mein Stolz war meine Seele. Aber er zeigte sich jetzt nur von seiner schlechten Seite. Nimm mich wieder als Deine Paula von früher an, das andere ist ja nur mein Zerrbild. Ich fühle es.

5. Mai 1893

Welch ein Glück, endlich wieder zu Hause zu sein! Zimmer aufräumen, Bettenmachen, Kochen? Damit hielt es sich in Grenzen. Mathilde Becker war ihrer Tochter gegenüber sehr großzügig, wenn der Tennisplatz lockte und die Freunde riefen. Paula war als junges Mädchen zwar schüchtern, aber temperamentvoll, und sie liebte es, Feste zu feiern, zu tanzen. Leidenschaftlich gern ließ sie sich über das Parkett des Ballsaals wirbeln. Viele Einladungen kamen ins Haus: zu Quadrille-Abenden, einer Ballettvorstellung. Donnerstags ging Paula mit der Mutter in den Künstlerverein, eine kulturelle Institution in Bremen. Im Vorstand war auch der schriftstellernde Jurist und bremische Bibliotheksdirektor Heinrich Bulthaupt, ein Freund der Beckers. Hier wurden Vorträge gehalten, Konzerte gegeben. Die Tränen rollten der Siebzehnjährigen über das Gesicht, als sie zum erstenmal Schuberts »Der Tod und das Mädchen« hörte.

Und das Zeichnen? Dafür war jetzt der bremische Oberbaudirektor Ludwig Franzius zuständig, ein künstlerisch begabter Freund des Vaters, dem es ein Vergnügen schien, sich um Paulas Talent zu kümmern und ihr ein paar Zeichenstunden zu geben.

Während sie jeden Sonntagmorgen glücklich und beschwingt ihre Sachen packte und zu Franzius zum Zeichnen ging, »in Kohle, nach dem lebenden Modell«, quälte sich Woldemar Becker mit der Frage, wie es bloß weitergehen sollte mit seiner Tochter, über deren herzliche Unbekümmertheit er manchmal schmunzeln, sich aber oft auch ärgern mußte. Machte sie sich denn selbst gar keine Gedanken über ihre Zukunft? Zeichnen und Malen! Paulas künstlerische Neigungen waren offensichtlich. Aber sich ganz den freien Künsten verschreiben? Das war doch unmöglich! Wie stand es mit dem Geldverdienen? Auch ein Mädchen mußte doch in der Lage sein, auf eigenen Füßen zu stehen. Und ob Paula jemals heiraten würde?

Es fiel Woldemar Becker nicht leicht, sie auf das Thema Broterwerb anzusprechen. Aber er mußte es tun, mußte versuchen, seiner Tochter Sinn und Notwendigkeit einer qualifizierten Ausbildung begreiflich zu machen. Er wußte, daß er auf Widerstand stoßen würde. Paula, so entschied der Vater schließlich, sollte sich einer zweijährigen Ausbildung zur Volksschullehrerin unterziehen.

Sommer 1893. Die Achtzehnjährige besucht das Bremer Lehrerinnenseminar Janson. Zunächst widerwillig, aber schließlich auch wißbegierig und entschieden, die Zeit, die sie hier nun einmal absolvieren muß, zum Lernen zu nutzen. Zwar vertraut sie ihrer Schwester Milly an, daß sie sich manchmal innerlich »so schrecklich ausgetrocknet« fühle, aber dann betont sie auch wieder, wie sehr sie doch über so manches schulische Erfolgserlebnis froh sei. Außerdem sei sie im Laufe des Unterrichts auf eine Reihe von Fragen aufmerksam gemacht worden, die ihr Interesse geweckt und sie zu Diskussionen mit ihren Studienkollegen angeregt hätten.

Wenig, viel zu wenig natürlich, kommt Paula zum Zeichnen.

Wie gut, daß es ihr der Vater ermöglicht, parallel zu ihren Studien noch Zeichenstunden zu nehmen. Ihr Lehrer ist der Bremer Maler Bernhard Wiegandt. »Prachtvolle Stunden!« notiert sie über seinen Unterricht. »Da muß ich vom lebenden Modell zeichnen, in Kohle.

Das macht mir riesig viel Spaß.« Wie die Zeit verfliegt! Immer wieder nimmt Paula den Skizzenblock. Was sie braucht, sind Modelle. Aber wer hat schon die Geduld, für die junge Malschülerin zu posieren? Auf den Vorschlag Mathilde Beckers, Paula könne doch einfach den einen oder anderen Besucher fragen, ob sie von ihm ein Porträt zeichnen dürfe, mag sie allerdings nicht eingehen. Überhaupt muß sie sich über die Art der Mutter, deren überschwengliche Begeisterung, manchmal richtig ärgern. Allen schwärmt sie von den Zeichnungen ihrer talentierten Tochter vor, und immer muß sie irgend jemandem ihre Studien zeigen. Das mag sie nicht.

Mama will mir nun aber so gern zu Modellen verhelfen. Da frug sie neulich Herrn Bischof, als wir gerade beim Täßchen Kaffee gemütlich zusammensaßen, ob ich ihn nicht abzeichnen sollte. Mein Schreck! Aber es half kein beiderseitiges Weigern. Nun habe ich es an mir, die Leute nicht gerade zu idealisieren, vielmehr das Gegenteil. So hab' ich Herrn Bischof so ein wütendes Beamten Gesicht gemacht, daß dieser mit rachesüchtigen Gedanken von uns schied. Seitdem zeichne ich mein teures Spiegelbild, und das ist wenigstens tolerant. –

26. April 1893

Tolerant und sehr geduldig war auch Herma Becker. Oft folgte die jüngere Schwester der älteren in das provisorische Atelier im oberen Geschloß des alten Stallgebäudes, das zu der Beckerschen Dienstwohnung gehörte, um Modell zu sitzen. Selbst wenn sie eigentlich ganz andere Pläne hatte, vermochte sich Herma Becker nicht der fordernden Bitte ihrer Schwester zu widersetzen. Paulas entschiedenem Blick folgend, ließ sie sich in dem kleinen Raum unter dem Dach so lange auf dem Hocker hin- und herdrehen, bis die Position für das Porträt zu stimmen schien. Während des Zeichnens herrschte Schweigen. Wie gern Herma ihrer geliebten Paula bei der Arbeit zusah! Ihre Augen beobachtete, die aufmerksam und versunken zugleich nach innen gerichtet schienen, ganz der Sache hingegeben.

Studien am Seminar und Zeichenunterricht bei Wiegandt. Daneben Vergnügungen aller Art. Feste, Tanzen, Schwimmen, Tennis, Schlittschuhlaufen im Winter, fröhliche Gesellschaften im Garten

der Schwachhauser Chaussee. Reisen zu Verwandten, Ferien auf der Nordseeinsel Spiekeroog im Sommer 1894.

Im Frühjahr 1895 sorgte eine große Ausstellung in der Bremer Kunsthalle für Aufregung in der Hansestadt. Die »Künstlergemeinschaft Worpswede« präsentierte erstmals ihre Werke: Fritz Mackensen, Hans am Ende, Otto Modersohn, Heinrich Vogeler und Fritz Overbeck hießen die fünf jungen Maler aus dem nicht weit von Bremen entfernten einsamen Moordorf. Paula Becker hatte der Begriff Worpswede bisher nichts gesagt. Wer mochten diese Maler sein, über deren großformatige, feierlich-ernste Gemälde sich die Öffentlichkeit so empörte? Paula, durch eine vernichtende Kritik in der Zeitung aufmerksam und neugierig geworden, sah sich die Ausstellung an. Sie war beeindruckt. Der offiziellen Häme konnte sie sich nicht anschließen. An ihren Bruder Kurt schrieb sie:

Hast Du, wie Du hier warst, von den Worpsweder Malern gehört? Natürlich! Die haben jetzt ausgestellt und wirklich einige ganz famose Sachen. Du hörtest gewiß auch von der Heidepredigt, die der eine von ihnen, Mackensen, in einem eigens dafür gebauten Glaswagen malte. Dies ist ein riesig interessantes Bild. Die Gemeinde sitzt im Freien vor ihrem Priester. Aber wie lebenswahr der Künstler die einzelnen lebensgroßen Gestalten getroffen hat. Die leben alle. Natürlich alles riesig realistisch, aber ganz famos. Das einzige, was ich nicht ganz verstehen kann, ist die Perspektive. Ich möchte da riesig gern mal mit jemandem Kunstverständigen darüber sprechen. (...) Sonst interessierte mich noch riesig ein Modersohn. Der hat die verschiedenen Stimmungen in der Heide so schön geschildert, sein Wasser ist so durchsichtig und die Farben so eigenartig. Auch ein junger Bremer, Vogeler, Du wirst ihn wohl kennen, er war auf dem Basar einer von den hübschen Italienern, der hat aber ganz verrückte Sachen gemacht. Er malt die ganze Natur nach der vorraphaelitischen Zeit ganz stilisiert. In unserem modernen Jahrhundert kann man aber über solche Späße nur noch den Kopf schütteln.

27. April 1895

Das Bremer Publikum, dessen Blick noch geprägt war von der Genre- und Historienmalerei der Düsseldorfer und Münchner Malerschulen, reagierte zwiespältig auf die fünf Kunstschaftenden aus dem Moor. Die hanseatische Zeitungskritik beschimpfte sie als »Apostel des Häßlichen« und bezeichnete den Ausstellungsraum als »Lachkabinett«. Aber indirekt führte diese Ausstellung zum Durchbruch der Worpsweder. Spektakulär war dann ihr Erfolg im Münchner Glaspalast im Sommer 1895. Für sein großes Gemälde »Gottesdienst im Freien« erhielt der einunddreißigjährige Fritz Mackensen die Goldene Medaille, und von Otto Modersohn kaufte das Königreich Bayern für die Münchner Pinakothek das Gemälde »Sturm im Teufelsmoor«. »Beim Schaffen dieses jungen Westfalen macht das in der Natur Erschaute den rechten Weg vom Auge durch das Herz zur Hand«, feierte der Münchner Kritiker Fritz von Ostiny den Landschaftsmaler Modersohn und sah in ihm das »stärkste Talent unter den Worpswedern«.

Als die neunzehnjährige Paula Becker 1895 zum erstenmal von den Malern aus dem Heidedorf hört und ihre Bilder sieht, leben und arbeiten die fünf Künstler schon seit mehreren Jahren in Worpswede. Bereits während seiner ersten Düsseldorfer Akademieferien im Jahr 1884 hatte der damals achtzehnjährige Fritz Mackensen das kleine, zwanzig Kilometer nordöstlich von Bremen am Rande des unwegsamen Teufelsmoors gelegene Dorf entdeckt und seinen Freund und Studienkollegen Otto Modersohn überreden können, ebenfalls zu kommen. Vereint in ihrem Willen, die herkömmlichen Ideale eines erstarrten Akademiebetriebs hinter sich zu lassen und in der Tradition von Barbizon ein Leben in ländlicher Stille und Einfachheit zu führen, trafen sich Mackensen und Modersohn am 3. Juli 1889 zu gemeinsamen Sommerstudien in dem kleinen Ort am Weyerberg. Wenig später folgte ihnen der Kunststudent Hans am Ende. Im August 1889 notierte Otto Modersohn, eben vierundzwanzig Jahre alt, in sein Tagebuch:

Herrlicher grauer Tag, Weib auf dem Acker gegen die Luft – Millet. Bleiben auf der Brücke, die dort über den Kanal führt, stehen, nach allen Seiten die köstlichsten Bilder. Wie wäre es, wenn wir

überhaupt hierblieben (...) wir werden Feuer und Flamme, fort mit den Akademien, nieder mit den Professoren und Lehrern. Die Natur ist unsere Lehrerin, und danach müssen wir handeln.
Ende August 1889

In Worpswede hatten die Maler eine Landschaft gefunden, deren herbe, lichtvolle Schönheit sie begeisterte. Unter einem endlos weiten Himmel wechselten Flächen von feuchtem, bräunlich-schwarzem Moor mit hellen Sandböden und üppig grünen Wiesen. Schmal und schnurgerade waren die Kanäle, auf denen Lastkähne mit schwarzen Segeln die gestochenen Torfballen zum Verkauf nach Bremen transportierten. Geduckt lagen ärmliche, strohgedeckte Katen neben prachtvollen, von mächtigen Eichen umgebenen Bauernhöfen. Der ständige Kampf mit der Natur hatte die Gesichter der Menschen gezeichnet: »Etwas von der Traurigkeit und Heimatlosigkeit ihrer Väter liegt über ihnen«, wird Rainer Maria Rilke über diese Menschen aus dem Teufelsmoor schreiben, »das Lächeln der Mütter geht nicht auf die Söhne über, weil die Mütter nie gelächelt haben. Alle haben nur ein Gesicht; das harte, gespannte Gesicht der Arbeit. (...) Das Herz liegt gedrückt in diesen Körpern und kann sich nicht entfalten.«

Die drei Künstler hatten sich im Dorf beim Kleinbauern Segelken eingemietet. Sobald die Witterung es zuließ, malten sie gemeinsam vor der Natur. Es waren immer dieselben Motive: Wasserläufe und Wolkenbildungen, Herbststürme und Abendstimmungen, Moorkaten und bäuerliche Szenerien. Wenige Jahre später kamen zwei weitere Maler nach Worpswede, die beide aus Bremen stammten und in Düsseldorf studierten: Heinrich Vogeler und Fritz Overbeck.

September 1895. Paula hat ihr Lehrerinnenexamen in Bremen abgelegt. Erleichtert notiert sie:

Es ist ein so himmlischer Gedanke, daß der arme Kopf verdauen kann, was in ihn so hastig hineingepropft ist, und daß er alles, was ihn nicht interessiert, in Ruhe vergessen darf.

8. September 1895

Endlich hat sie es geschafft, ist wieder frei. Der Körper? Kopfschmerzen, manchmal eine leichte Übelkeit, Schwindel. Paula wirkt

geschwächt. »Sie muß sich schonen«, sagt die Familie. Der Arzt verordnet viel Ruhe. Eigentlich, das weiß die Absolventin des Lehrerinnenseminars ganz genau, müßte sie sich jetzt, nach Abschluß ihrer Studien, auf die Suche nach einer Gouvernantenstelle machen. Ihr eigenes Geld verdienen. Ihren Vater entlasten, den seine finanzielle Lage zunehmend bedrückt.

Carl Woldemar Becker war erst vor kurzem seine vorzeitige Pensionierung angekündigt worden. Dabei war er doch gerade erst vierundfünfzig! Begründet wurde die Entscheidung mit der Schließung des bremischen Eisenbahnbetriebsamtes, er trug also keine persönliche Schuld an diesem Mißgeschick. Aber das konnte ihn wenig trösten. Daß er plötzlich Privatmann sein sollte, was auch bedeutete, mit einem sehr viel niedrigeren Gehalt auskommen zu müssen, ging ihm äußerst nahe. Selbstzweifel quälten Woldemar Becker. Wie sollte er es schaffen, Kurt weiterhin studieren zu lassen und den beiden Jüngsten, die noch zur Schule gingen, eine gute Ausbildung zu finanzieren? Und wie würde sich das Fehlen einer eigenen Arbeit auf den Alltag, die Stimmung, sein Wesen auswirken? Fragen über Fragen. Es gab nur eine Antwort: Er mußte wieder eine Stelle als Ingenieur finden. Und wenn es außerhalb Bremens war. In Sachsen vielleicht. Dort hatte er doch noch alte Verbindungen.

Die schnell entschiedene Abreise des Vaters glich auch einer Flucht. Wochenlang war Woldemar Becker unterwegs, um auf verschiedenen Eisenbahnstellen in Sachsen Arbeit zu suchen, und während er sich – inzwischen in Leipzig – Sorgen um die Existenz seiner Familie machte, heckten Mathilde und Paula Becker in Bremen einen Plan aus, der schließlich, dank der Initiative der Mutter und ohne das Wissen des Vaters, im April in die Tat umgesetzt werden konnte: Paula durfte sechs Wochen lang an einem Kurs der »Zeichen- und Malschule des Vereins der Berliner Künstlerinnen und Kunstfreundinnen« in Berlin teilnehmen. Wohnen konnte sie in dieser Zeit bei ihrer Tante Paula von Bültzingslöwen in der Perlebergerstraße 23.

»Ich lebe jetzt ganz mit den Augen«

April 1896 – Mai 1897

Berlin-Friedrichstadt. Der Zug aus Bremen ist eben eingetroffen. Kurt Becker, der schon eine ganze Weile auf dem Bahnsteig steht, hält nach seiner Schwester Ausschau. Paula muß im letzten Waggon gesessen haben. Dort sieht er sie kommen, eine schwerleibige Frau an ihrer Seite, der sie beim Aussteigen geholfen hat und nun die Tasche trägt. »Damit Du Dich nicht ängstigst, was ich aber eigentlich doch nicht glaube«, schreibt die junge Reisende umgehend an ihre Mutter, »will ich Dir nur sagen, daß Dein Küken in dem großen Berlin angelangt ist.«

Paula Becker als Schülerin der »Zeichen- und Malschule des Vereins der Berliner Künstlerinnen und Kunstfreundinnen«. Die Zulassung zu dieser privaten Kunstschule war an keine Bedingungen geknüpft. Keine Aufnahmeprüfung, keine Mappe, die vorgelegt werden mußte. Die Kosten für die Kurse waren allerdings hoch, um ein Vielfaches höher als die Gebühren für die staatlichen Kunstakademien. Aber da den Frauen der Zugang zu diesen Akademien bis auf wenige Ausnahmen wie in Kassel und Frankfurt noch verwehrt war, blieben ihnen für die künstlerische Ausbildung nur die Privatschulen. Diese »Damenakademien« finanzierten sich durch Mitgliedsbeiträge, Schulgelder und Spenden und boten den Frauen die Möglichkeit eines soliden künstlerischen Unterrichts, nach dessen Abschluß sie sogar ihr Examen als Zeichenlehrerin machen konnten. Aber auch Frauen, die keine beruflichen Ambitionen hatten und künstlerisch frei arbeiten wollten, hatten hier Gelegenheit dazu. Natürlich konnten diese privaten Schulen mit den staatlichen Kunstakademien nicht konkurrieren. Ihr Fächerangebot war beschränkter, die Anzahl der Unterrichtsstunden geringer und die Mehrheit des Lehrpersonals weniger qualifiziert.

Paula Beckers Lehrer war Jacob Alberts. An vier Nachmittagen in der Woche ging die Zwanzigjährige zum Zeichenunterricht. Auf

ihrem Weg dorthin studierte sie die Gesichter der an ihr Vorbeieilenden, versuchte das Charakteristische zu erfassen, Mimiken, Gebärden festzuhalten. Wenn sie sich mit jemandem unterhielt, beobachtete sie genau die Gesichtszüge ihres Gegenübers, achtete auf den Schatten, den eine Nase warf, bemerkte, wie dieser tiefe Schatten energisch auf der Wange ansetzte und doch wieder mit dem Licht verschmolz:

Dieses Verschmelzen finde ich das Schwerste. Ich zeichne noch jeden Schatten zu ausgeprägt, ich bringe noch zu viel Unwichtiges auf das Papier, statt das Wichtige mehr herauszubringen. Dann bekommt die Sache erst Leben und Blut, meine Köpfe sind noch zu hölzern und unbeweglich.

23. April 1896

Jacob Alberts muß ein strenger Lehrer gewesen sein, der von seinen Schülern alle Kräfte forderte und keinen Widerspruch duldete. Paula Becker fand ihn interessant, manchmal auch »urkomisch« in seiner Art. Was sie aber bemängelte, war sein oft zu grobes Verhalten seinen Schülerinnen gegenüber, die nicht nur großen Respekt, sondern fast Angst vor ihm hatten, sich vor seiner Kritik scheuten und häufig schon deshalb nicht zeichnen konnten, weil ihre Hände ganz zittrig und feucht waren.

»Dreck, Dreck, nicht?« pflegte Jacob Alberts sein erstes Opfer zu rügen, wenn er am Vormittag seine Korrektur gab.

»Blödsinnig, nicht?« bekam die nächste Schülerin zu hören.

»Nüscht! Nüscht! Rien! Nichts! Nichts! Mit Andacht arbeiten, mit Passion!« zischte er der dritten Schülerin zu und schimpfte: »Mangel an Talent oder Mangel an Fleiß, he? Ganz verfehlt, also?«

»Noch einmal anfangen.«

»Es ist sündhaft, sündhaft, wenn Sie die Kunst so ohne Andacht behandeln.«

Alberts hatte die Angewohnheit, mit der ganzen Fläche seiner breiten Hand über die kleinen Kohlezeichnungen seiner eifrig um Korrektheit bemühten Schülerinnen zu wischen, mit seinem großen Daumen ein paar Schatten zu setzen, schließlich zu einem Stück Brot als Radiergummi zu greifen und damit für effektvolle Lichter

zu sorgen. Das beeindruckte Paula. »Dann hat die Sache gleich Schick, genial, eigenartig, flott bis zum äußersten. Das Gute ist, daß er mehr Wert auf die Auffassung als auf die Mache legt, sonst würde die Sache etwas äußerlich«, notierte sie. Sie selbst war so unzufrieden mit ihrem Können! Von den beiden Frauen, die sie gezeichnet hatte, war ihr nur die eine, die mit dem etwas müden, sanften Gesicht gelungen. Sie sei so schwer, diese »flotte« Behandlung mit Kohle, schrieb Paula Becker Mitte Mai in ihr Tagebuch. Würde sie doch vieles nur nicht so kindlich ungeübt sehen, so kleinlich! Aber hätte Alberts sie nicht trotzdem auch einmal so richtig loben können? Er mußte doch merken, daß sie von Herzen bei der Sache war:

Das Ganze immer im Auge zu behalten, wo man doch zur Zeit immer nur das einzelne sieht. Ich lebe jetzt ganz mit den Augen, sehe mir alles aufs Malerische an.

18. Mai 1896

Paula Becker, die sich in Berlin ausgesprochen wohl und keinen Augenblick lang einsam fühlte, schrieb ausführliche Briefe nach Bremen. Sie berichtete von ihren Kursen, von Besuchen in der Berliner Nationalgalerie. Dort widmete sie sich besonders den alten Meistern. Holbein, Rembrandt. Bei Rembrandt, den sie als den »Größten« empfand, faszinierten sie die »himmlischen Lichtwirkungen«. Der habe auch mit Andacht gemalt, vermerkte die Malschülerin angesichts des Rembrandtschen Bildes »Vision Daniels« in ihren Aufzeichnungen.

Würde die Zeit nur nicht so schnell verfliegen! »Mein lieber alter Tennis-Wüterich!« wendet sich Mathilde Becker liebevoll an ihre Tochter in Berlin und drückt ihr Bedauern darüber aus, daß sich die Zeichenstunden nun schon wieder ihrem Ende nähern. »Ob und wann es Dir vergönnt sein wird, Dein Lieblingsstudium wieder aufzunehmen, wer weiß es?« Nur allzugern würde sie ja ihren Wunsch nach weiteren Kursen verwirklichen. Aber wie? Am 11. Mai 1896 erhält Paula Becker einen Brief vom Vater: